Beilage des Berliner Börsen-Courier Nr. 25

Freitag, 16. Januar 1925

Jeremias Gotthelf

Von

Hermann Bahr.

Gotthelf gehört zu den Berühmtheiten, die niemand kennt. Auf seinen Namen erwidert der „Gebildete" prompt mit einem anderen: Uli der Knecht. Den hat er in seiner Jugend vielleicht sogar auch wirklich gelesen, aber in der Erinnerung verwischen sich die Eindrücke, vermengen sich mit anderen, und so kann es dem Gebildeten" geschehen, daß in seinem Gedächtnis Gotthelf allmählich in Berthold Auerbach verschwimmt; Ruhm ist ja zuweilen ehrvergessen genug, sich in einer unbegreiflichen Selbstunterschätzung durch äußeren Erfolg imponieren zu lassen. Aber auch das Urteil der gangbaren Literaturgeschichten über den dichtenden Pfarrer von Lützelflüh im Emmental, der bürgerlich Albert Bitzius hieß, kann sich bei großer Anerkennung doch einer gewissen Verlegenheit sichtlich nicht recht erwehren. Wessen Lob der ehrwürdige, wortkarge Gottfried Keller in so hohen Tönen sang, die reine Kraft seiner „homerischen Anschauung" preisend, an dem darf man beim besten Willen nicht vorbei, so unbequem er ist. Dieses leise Mißtrauen hängt ihm noch aus der Zeit nach, da die Literatur von den Jungdeutschen beherrscht war. Die mußten ihn wirklich als eine Betriebsstörung empfinden, denn des Geistes, für den Gutzkow und Laube warben, ist er der leibhaftige Widerspruch, und so hat er seitdem eine schlechte Presse gehabt; man kann es ihr nicht einmal verdenken. So blieb er auch in der Literaturgeschichte lange der „reaktionäre Bitzius", mit dem man sich, ohne seiner hohen Begabung die gebührende Bewunderung versagen zu wollen, doch lieber nicht näher einließ. Indessen sind wir gegen politische Gesinnungen von Künstlern duldsamer oder jedenfalls gleichgültiger geworden, wir halten uns an das Werk, fragen, wenn es uns gefällt, erst nicht lange nach der Partei, zu der ein Schöpfer gehört, und schlechten Versen eines uns an Gesinnung Befreundeten ziehen wir unbedingt die guten eines übelgesinnten Dichters vor. Kein Kommunist wird sich verbieten lassen, für Greco zu schwärmen, kein Ordnungsmann sich in der Bewunderung Goyas stören lassen. Wir sind in Kunstsachen von einer Unbefangenheit, die man sich an Menschen, deren Inneres doch irgendwie zusammenhängt und zusammenhält, gar nicht vorstellen könnte. So werden auch Freigeister es heute Jeremias Gotthelfs Werke nicht entgelten lassen, daß sie von dem „reaktionären" Bitzius verfaßt sind. Aber war er denn überhaupt ein „Reaktionär"? Das ist zunächst, wer auf etwas reagiert, und so sind es eigentlich wir alle, denn alles Agieren ist doch aber immer auch schon ein Reagieren, auch der Revolutionär reagiert, er reagiert auf das Ergebnis von Aktionen der Vergangenheit, die aber wieder auch einst durch Reagieren auf irgendetwas entstanden. Jede Revolution ist immer Reaktion, und warum es Brauch geworden ist, nur die Reaktionen gegen Revolutionen so zu nennen, nicht aber die Revolutionen selber auch, die mit demselben Recht diesen Namen für sich ansprechen könnten, weiß ich nicht, es fällt uns noch an einer Geschichte des Wortes „Reaktion; Adelung hat es noch gar nicht, und wir ist unbekannt, in welcher Zeit es den neuen Sinn bekam und Reaktionär ein Synonym für konservativ wurde, mit einem Anklang von Tadel. Heute, wo ja längst auch der Geist der „Aufklärung" Geschichte geworden ist und wir den ungetrübten Blickes gerecht betrachten können, weder sein hohes Verdienst um das Zustandekommen zur Erneuerung des Veralteten verkennend, und wie notwendig er in einer Zeit starren Festhaltens auch am innerlich schon Abgeschiedenen und daher Auszuscheidenden war, noch übersehend, wie viel er doch auch wieder in seiner Ungeduld, seiner ungeschichtlichen Denkart, seiner Verblendung, an allem Ueberlieferten, bloß weil es überliefert war, zu mäkeln, alle Gründungen, auch die notwendigen, unentbehrlichen, als Schnürungen oder bestenfalls als unnötige Zierungen, deren die Menschheit längst überdrüssig geworden, ja jede Form überhaupt als Zwang zu empfinden und alles Herkommen mit dem großen Schwamm seiner Dreistigkeit wegwischen zu können, wieviel er dadurch zerstört hat, heute lernen wir, durch unser eigenes Schicksal gewarnt, erst völlig verstehen, daß, wie eine Geschichte stockend fault, wenn die bewegenden Kräfte lahmen, ihr ganz ebenso doch auch das Widerspiel beharrender Mächte durchaus unentbehrlich ist. Dante hat erkannt: il sommo desiderio di ciascuna cosa e prima dalla natura dato è lo ritornare al suo Principio" — Jedem Wesen ist von der Natur ein höchstes Verlangen mitgegeben, sich nach seinem Urgrund zurückzukehren." Diese noch dem Urgrund hinhorchende Haltung sehen wir in der Tat an den großen Völkern der Geschichte gerade dann, wenn sie zu den vermessendsten Wagnissen entscholen; sie scheinen dann zu fühlen, daß noch irgendein Letztes, ein Aeußerstes an Kraft, ihnen selbst sonst ganz unbewußter, Wunder zu wirken bereiter Kraft in einer Tiefe ruht, das erst unter dem Drucke einer äußersten, fast unerträglich schmerzhaften Selbstbesinnung auf das Geheimnis der ihnen eingeborenen Idee hervorbricht. Ein ritornare nennt Dante solche Selbstbesinnung, deren schönste Gestalt in seinem Volke das rinascimento war. So wird man, wie dreist es klingen mag, ruhig sagen dürfen, daß alle großen Geistesbewegungen, unter welchen Gebärden auch immer, im Grunde Revolutionen sind: Es scheint fast ein Gesetz, daß ein Volk, wenn es sich zukunftsstark fühlt, instinktiv, um sicher vorwärtszukommen, zunächst erst wieder in seine Vergangenheit zurückgeht. So kehrt Goethe vom Rokoko weg, dessen Kind er ist, beim Meister Erwin von Steinbach und bei Shakespeare ein, gar aber Herdern in der Unendlichkeit seiner Fernsicht treibt die Reaktion gegen den Aufklärricht bis zu den Urlauten des Volksliedes zurück, und alle die Männer des achtzehnten Jahrhunderts, an die sich damals das Vertrauen Deutschlands am liebsten hält: Möser, der phantasierende Patriot, und der ehrliche Claudius, der Wandsbecker Bote, und der alemannische Dichter Johann Peter Hebel, dessen Naturnähe Goethe so herzlich bewundert hat, alle sind sie Schatzhüter der Ueberlieferung, allen ist bewußt, daß, wie das Kind des Mannes Vater, auch der Mutterschoß der Zukunft immer die Vergangenheit ist, alle bekennen sich zu dem „Gesetz, wonach du angetreten", und wissen, daß dieses eherne „So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen!" ganz ebenso wie dem einzelnen auch den Völkern gilt, auch jedes Volk ist ja „geprägte Form, die lebend sich entwickelt". Diesen ersten unter den geheimnisvollen „Urworten", die Goethe selber „orphisch" nennt, folgt zum Schlusse noch ein anderes, das erst den vollen Sinn enthüllt, durch die Weisung:

Aller Wille
Ist nur ein Wollen, weil wir eben sollten,
Und vor dem Willen schweigt die Willkür stille.

Daraus erhellt, was jene Volksmänner, an die sich damals das Vertrauen Deutschlands hielt, empfanden, woraus sie handelten, worin ihre Kraft lag. Sie wußten, daß das Vaterland, wenn es sein äußeres und inneres Dasein sichern will, nicht auf seinen Eigenwillen hören darf, der so oft nur maskierte Willkür ist, sondern tiefer horchen muß, nach jenem wortlosen, nur im Gewissen des Volkes klopfenden Willen, der eigentlich ein Sollen ist. Jene Männer sind im Grunde die ersten deutschen Demokraten gewesen, in jenem höchsten Sinn, für den Demokratie Selbstherrschaft aus Selbstbeherrschung durch das eingeborene Sollen ist, in dem Sinne, den anderthalb Jahrhunderte später Leo XIII. in seinem Rundschreiben „Graves de communi" der Demokratie zuwies. Ihm hätte der „reaktionäre" Bitzius von Herzen beigestimmt.

Jeremias Gotthelf, 1797 geboren, kummiert in sich den Volkswiderstand gegen den Geist des Jahrhunderts Voltaires, Rousseaus und der Revolution. Der Verneinung entgegnet er nicht, wie die Romantik, durch Flucht, also doch auch wieder mit einem Nein, sondern er breitet bloß in aller Gelassenheit das urlebendige Ja der Wirklichkeit aus, so leuchtend und von solcher Vollmacht, daß davor aller Zweifel beschämt die Augen niederschlägt. Er ist ein ganz naiver Realist, sicher, sich auf das Zeugnis seiner Sinne, seines Gewissens, seiner Urteilskraft, aber auch auf das der Vergangenheit getrost verlassen zu können. Er weiß schon, daß im Wechsel der Zeiten Wahrheit, Schönheit, Gutheit zuweilen auf einmal ein merkwürdiges Gesicht machen, so daß man sie zuerst gar nicht gleich erkennt, aber er weiß auch, daß man sich dadurch nur nicht erschrecken lassen darf: sieht man ruhig hin, sind's bald wieder die Alten. Er kennt „Des Gedankens Blässe" nicht, über die Hamlet klagt; Gotthelfs Gedanken haben rote Wangen, sie sind sichtlich in frischer Luft erdacht, wie doch auch der blasse Klang seiner Stimme schon verrät, daß es ein Pleinairmensch ist, der mit uns spricht; sie hat nicht den kurzen Atem der Stadtleute, sie kann's noch wagen, hoch zu wölben, und ihm macht's offenbar Spaß, uns auf unsere Schwindelfreiheit zu prüfen. Man muß schon zu den großen Kanzlerrednern der barocken Zeit, zu Bossuet, Bourdaloue und Massillon zurück, um den Adlerflug seiner Beredsamkeit wiederzufinden, die sich dann aber immer wieder zuweilen plötzlich dreist uns auf die Schulter setzt, um uns was ins Ohr zu sagen, dabei die Mandart gemeinen Volkes nicht verschmähend, damit wir vom Donnerhall ihrer Mahnungen wieder etwas verschnaufen können. Nur noch Jakob Grimm pflog mit unserer lieben deutschen Sprache so vertrauten Verkehr wie Gotthelf, in dessen Mundart jedes Wort gleichsam wieder jung wird, als ob er bei der Erschaffung der Sprache zugegen gewesen und ihm da von jedem neugeborenen Wort der geheimste Sinn anvertraut worden wäre, den es dann aber im alltäglichen Mißbrauch nach und nach selber vergessen, bis er es jetzt wieder davon erinnert: da schreit es im ersten Schreck der unverhofften Seligkeit auf, seine Losung wiederzufinden. Sprachgefühl ist vielleicht nur Gehör für das Gedächtnis eines jeden Wortes, worin der Auftrag, den es mitbekam, und alles, was es erlebt und erleiden mußte, verzeichnet steht: wer darin zu lesen weiß, lernt auch in noch so verschossenen, entfärbten, zergriffenen Abzügen das Urbild erkennen. An jeder Erscheinung ward Gotthelf ihrer Idee gewahr, und er hätte gar nicht erst geistlicher werden müssen, um Erscheinung immer an der Idee zu messen, er konnte von Natur nicht anders, seinen Augen war das Zusammensehen von Zeit und Ewigkeit angeboren. Dies, Zeiten mit Lebensfinn selbstverständlich, ist unserer so fremd geworden, daß man ihn darum mit Homer vergleichen zu müssen meinte, bei dem doch auch schon alles Diesseits zu durchaus vom Jenseits durchdrungen und Erdenwelt in die himmlische so verflochten, so von ihr umsponnen, ja von ihr überwuchert war, daß eben in der Auseinandersetzung dieses Ineinanders das Schicksal des homerischen Menschen lag.

Wortkünstler ist Gotthelf, im höchsten Sinn und von jener höchsten Art, in der das Wesen der Erscheinungen durch das Wort offenbar wird: erst beim Wort genommen, beim Namen angerufen sind sie für uns da; ja wer um die Magie der Anrufung weiß, möchte sich vielleicht gar des Aberglaubens, den jeder Dichter hat, erdreisten, sie wären auch für sich selbst dadurch erst da. Namenlos bleiben sie Schein, den das Wort allein bannen, aus dem sie das Wort allein erst erlösen kann; namenlos wäre die Welt uns unwirklich. Daß sie durch ihn erst verwirklicht wird, glaubt jeder Dichter, aber nur die höchsten Ranges haben die Macht, ihr Schöpferglück dann auch dem Leser mitzuteilen. Gotthelf drängt es ihn unwiderstehlich auf: da glauben wir immer, der Erschaffung der Welt beizuwohnen. Welcher, darum fragen wir in unserer Seligkeit erst gar nicht. Daß unter unseren Augen erschaffen wird, was immer, daß wir Zeugen davon sind, ja daß wir uns dabei fast als Mitschöpfer fühlen dürfen, darin liegt der unbeschreibliche Reiz. Es ist darum auch bei Gotthelf, ganz wie bei Jakob Grimm, eigentlich im Grunde gleichgültig, welches Werk wir uns auswählen, da doch alle von derselben Wortmagie sind. Warum ist aber bei Gotthelf immer gerade nur „Uli der Knecht" sein soll, weiß ich nicht. „Uli der Pächter" steht ihm nicht nach. „Der Bauern Spiegel" ist eine Naturgeschichte bäuerischen Wesens überhaupt, „Geld und Geist" wetteifert an hoher Kraft mit „Käthi der Großmutter", und als ich jetzt auf einen Zug die elf Bände der dankenswerten neuen Ausgabe las, schien mir immer der, an dem gerade die Reihe war, weitaus der allerschönste bis ich dann beim nächsten diesen Superlativ immer wieder noch gewaltig überboten fand, so wie man bei jedem Sonnenaufgang immer wieder von neuem meint, doch eigentlich jetzt zum erstenmal seine ganze Herrlichkeit zu fühlen und jetzt erst zu wissen, was Sonnenaufgang heißt. Zwänge man mich aber schon zur Auswahl eines einzigen unter den Bänden, so wär's der mit „Jakobs des Handwerksgesellen Wanderungen durch die Schweiz", in seiner herrlich grimmigen Heiterkeit. Denn der scheint unmittelbar aus unserer Zeit heraus eigens für unsere Zeit gegen sie geschrieben. „Jakob war ein guter Junge von Natur, der immer mitmachte, was man ihm vormachte, und da böses Vormachen häufiger ist als gutes, sagte ihm seine Großmutter so oft: Jakob, du bist ein Esel und bleibst ein Esel!" Und der Leser denkt unwillkürlich, ob dieser Jakob nicht eigentlich recht Michel heißt, denn dem deutschen Michel gleicht er aufs Haar, gar wenn er dann in Genf den Radikalismus, den man ihm vormacht, eiligst auch gleich wieder mitmachen muß und, sein liebes Gesicht bitterböse in kommunistische Falten sichend, darauf schwört, „daß wir alle gleich sind, der Adel runter muß und das Vornehmsein aufhören!" Alle Schlagworte, von denen eben jetzt unsere Zeit wieder sich äffen läßt, marschieren hier kreuzvergnügt auf, wir fühlen uns auf Schritt und Tritt in unserer eigenen Zeit und doch auch wieder schon lachend von ihr genesen, denn durch das ganze Buch wirkt der heilsterke Glaube, der denn auch, so nebenher, einmal in Worten ausgesprochen wird: „Die wahre Kraft wird ihre Gewalt und Macht behalten bis an der Welten Ende, wohne sie in einer gebrechlichen Großmutter oder einem Weltbeherrscher." Unsere Hoffnung auf einen solchen Weltbeherrscher ist gering, aber irgendeine gebrechliche Großmutter wird vielleicht doch noch zu finden sein.

Die vortreffliche neue Ausgabe Gotthelfs verdanken wir Herrn Dr. Eugen Reusch, der in seinem Verlag (Erlenbach, Zürich, München und Leipzig) neben einem „billigen Volks-Gotthelf" auch einen in viermdzwanzig Bänden (in Verbindung mit der Familie Bitzius und unter Mitwirkung von Bähler, Bohnenblust, Frankfurter, Annichen und E. Müller, herausgegeben von Rudolf Hunziker und Hans Bloesch) sowie Karl Manuels 1861 erschienene, noch immer lesenswerte Schrift ediert hat. Auch der immer getreue Reclam läßt auf „Uli den Knecht", „Uli den Pächter" und „Ausgewählte Erzählungen" nun „Die schwarze Spinne" mit einem vortrefflichen Vorwort Eduard Korrodis folgen, aber gerade Reclam hätte vor allem auch die Pflicht, dafür zu sorgen, daß „Jakobs Wanderungen" ein deutsches Hausbuch werden.

Theater und Musik

Das Deutsche Opernhaus als Berliner Stadtoper.

Die Opernkrise in Charlottenburg dürfte nun endlich ihrem Ende entgegengehen. Es stehen Verhandlungen nahe vor dem Abschluß, wonach die Stadt Berlin 51 Prozent der Opernhaus-Aktien übernimmt. Dann will Berlin die in Konkurs geratene Opernhaus-Gesellschaft sanieren. Die Oper würde von Grund auf neu aufgebaut und organisiert werden. Die Stadt Berlin würde sich allerdings zu regelmäßigen Zuschüssen bereit erklären müssen.

Zur Leipziger Theatersituation.

Unser Korrespondent schreibt uns: Im „Leipziger Kalender 1925", der sich einen halbamtlichen Charakter gibt, wird allen Ernstes der Vorschlag gemacht, den Direktor des städtischen Schauspiels, Alwin Kronacher, einen „übergeordneten Berater" vor die Nase zu setzen, der „ihn vor Fehlgriffen bewahrt". Denn in Leipzig hat man zwar einen Intendanten, aber einen, der nur die Geschäfte führt, bei künstlerischen Entscheidungen sind die Direktoren der Oper und des Schauspiels unabhängig. Das paßt verschiedenen Leuten schon lange nicht, namentlich was den unternehmungsfreudigen Alwin Kronacher betrifft. Die wesentlichen sachlichen Einwände sind, daß er zuviel junge Stücke aufführe und Klassiker in neuem Bühnenstil zu inszenieren versuche. Und als Kronzeuge wird der Beharrungswillen der maßgebenden Publikumsorganisationen, „Arbeiterbildungsinstitut" und „Deutsche Bühne", zitiert. — Von einem buchhändlerischen Unternehmen, das Leipzig als Weltmessestadt propagieren will, hätte man erwartet, daß es die Bedeutung, die das Alte Theater in der deutschen Theaterwelt gerade unter Kronacher durch seine Ur- und Erstaufführungen erlangt hat, erkennt. Von ihm mußte man annehmen, daß es in richtiger Einschätzung äußeren Prestiges für Leipzig die Lokalpresse unterstützt, damit den Organisationen Verständnis für die Notwendigkeit des neuen Dramas und Bühnenstils aufgehe. Auf keinen Fall aber hätte man sich träumen lassen, daß ein offizielles „Leipziger Kalender 1925" die Vereinigungen in ihrem Beharrungswillen bestärkt und die dem Theater mißgünstig gesinnten Stadtväter dadurch kopfscheu macht, daß er dem Schauspieldirektor, der gegen die Stumpfheit an will, Mangel an Einsicht in die Gesamtheit der jüdischen Kulturfragen vorwirft. Indem der Kalendermann in solchem Zusammenhange „künstige Kämpfe um die Intendanz", an die bisher noch niemand dachte, in den Sternen liest, trommelt er auch in Leipzig die überall im Reiche sich regende Reaktion zusammen. Haben wir den gewünschten Intendanten auf Filzsohlen für alle Instanzen, fällt die künstlerische Freiheit der Direktoren, vor allem die Kronachers, dann ist sein Weggang gewiß. Und das will man ja letzten Endes. Daß aber damit das Leipziger Schauspiel zur Bedeutungslosigkeit Münchens herabsinkt, Deutschland um ein führendes Theater ärmer wird, kann auch prophezeit werden.

Von den Inszenierungen Kronachers ist vor allem „Don Carlos" nachzutragen, fraglos seine bis jetzt stärkste Leistung. Seine früher oft dekorativen Einfälle ordneten sich der dramatischen Situation unter. Und der Abschied Posas von der Königin, bei dem voll rührender Innerlichkeit Jochen Poelzig und Elisabeth Stieler nur durch Gliederung der Sprache charakterisierten, beweist, daß auch Kronacher den Wandel des Wortes als den Kern des Dramas erfassen kann. Dirmoser als Carlos zeigte mehr Beherrschung als in der „Jüdin von Toledo"; doch zerreißt er noch gern die sich verdichtende Stimmung der vorwärtsstürmenden Szene. Körner als Philipp sprach manches Isolierte mit bezwingender Schlichtheit, aber meist roll er, auch im Flüstern, ins Hohle. — Der vorangegangene „Siegfrieds Tod" von Hebbel scheiterte: Kronacher hatte sein Ensemble noch nicht in der Hand. Die bildsame Elisabeth Stieler (Kriemhild) verfiel in deklamatorisches Pathos und fand sich erst im Schmerz wieder, Körner (Hagen) wurde ein Biedermann. Achtbar, aber vergeblich rang Thekla Wenk mit der Rolle der Brunhild. Einzig der Siegfried Jochen Poelzigs, überzeugende Herzlichkeit des Wesens, Einfalt und elementarer Ausbruch des Grolls, gab die schöne Hoffnung, daß auch dem Helden das Theater wieder erobert werden wird.

Fritz Balthasar.

Deutsches Opernhaus. Freitag, 7½ Uhr: „Eugen Onegin" mit Edwin Geber in der Titelpartie. Leitung: Emmo Bettendorf, Lenski: Peter Raulsofch. Musikal. Leitung: Hans Zander.

Große Volksoper. Fausto Ricci singt in der Aufführung der „Traviata" am Sonntag, den 18. Jan., 7½ Uhr, den Georg Germont. Der Vorverkauf (keine geöffneten Kassen) ist im Gange. Freitag, 16. Jan., 7½ Uhr: „Samson und Dalila" mit Eleanor Schlößhauer-Reynolds und Gunnar Graarud in den Titelrollen. Dirigent: Hans Gadlen-Ried.

Verlegung der Curt-Goetz-Premiere. Die für Freitag, den 16. d. M. in den Kammerspielen angesetzte Erstaufführung „Der Kampfenschirm" ist auf Montag, den 19. d. M. verlegt worden. Bereits gelöste Karten behalten Gültigkeit.

Lustspielhaus. Freitag findet die 25. Aufführung des Schwankes „Der wahre Jakob" von Arnold und Bach mit Guido Thielscher in der Titelrolle und der übrigen Premierenbesetzung statt.

Rose-Theater. Sonnabend und Sonntag, nachm. 3½ Uhr, Aufführung des Zaubermärchens „Aschenbrödel". Sonnabend-Abend geht Schillers „Kabale und Liebe" neueinstudiert in Szene.

Die Uraufführung von Paul Kornfelds „Kakuntala" (nach Kalidasa) im Kölner Schauspielhaus mußte auf Mittwoch, den 21. Januar, verlegt werden. Walter Janssen vom Deutschen Theater in Berlin spielt den Königsmann, Elisabeth Lennartz die Kakuntala. Die bedeutende Musik hat Dr. Hermann Unger geschrieben.

Brandhofs „Der Mensch, das Tier und die Tugend" gelangt am 25. Jan. im Breslauer Lobe-Theater in der Inszenierung des Intendanten Paul Barnay zur deutschen Uraufführung.

„Der Sommersturm". Lustspiel von Kurt Götz, das in den Kammerspielen des Deutschen Theaters zur Erstaufführung gelangt, ist soeben in Buchform bei Oesterheld u. Co. erschienen.

Aus den Konzertsälen.

Klavierabend von Walter Rehberg (Singakademie). Ein guter Pianist, in allen Künsten seines Faches bestens beschlagen, technisch sauber und zuverlässig, trefflicher Musikant, solider Gestalter. Namentlich das Zierliche und Anmutige, wie es z. B. in der an zweiter Stelle des Programms zum Vortrag gebrachten G-Dur-Sonate von Haydn die Vorherrschaft behauptet, liegt ihm; aber er hat auch das Zeug für den großen Zug in Beethovens Sonate Op. 111, mit der er begann. Man hörte in entsprechender Weise außerdem Mozarts A-Moll-Sonate und die große B-Dur von Schubert. Eine kleine Aeußerlichkeit: Er mußte versuchen, den Mund nicht fortwährend pantomimisch mitspielen zu lassen.

Das Trio der Herren **Georg Schumann, Willy Hess, Georg Wille** gab seinen ersten Abend der neuen Saison in der Singakademie. Bewährte Werke standen auf dem Programm, Trios von Brahms, Smetana und Schubert. Und wieder bewährten sich auch die Konzertgeber, unter denen man in dem Violoncellisten einen vollwertigen Ersatz für den verstorbenen Dechert kennen lernte, als die trefflichen Künstler, als die sie seit langem eingeführt sind. Saal und Podium waren von einer genußfreudigen Hörerschar gut besetzt.

O. T.

Heute stattfindende Konzerte:

Arnold Földesy, Singakademie, 7½ Uhr.
Hans Beltz, Klindworth-Scharwenkasaal, 8 Uhr.
Katherine Goodson, Beethovensaal, 7½ Uhr.
Bagbalter-Quartett, Bechsteinsaal, 8 Uhr.
Konzertaufführung der Meistersinger, Musikhochschule, 7½ Uhr.

Das Léner-Quartett spielt am Sonnabend, den 17. Jan., in der Singakademie Quartette von Mozart, Debussy und Schumann.